

vertretend mit der öffentlichen. Durch den persönlichen Krankheitsprozeß scheint jener der Gesellschaft hindurch, durch die subjektive Gegenwart gesellschaftliche Vergangenheit. Die Ich-Person wird mit durchbrochenem Blinddarm vom Notarzt ins Krankenhaus gefahren. Eine Bauchfellentzündung mit Eiterherden in der Bauchhöhle kommt hinzu. Mehrere Operationen werden notwendig. Auf der Intensivstation kämpfen die Ärzte um ihr Leben. Kanülen, Schläuche, künstliche Ernährung, schlaflose Nächte, Medikamente, die aus dem Westteil der Stadt heranzuschaffen sind, werden beschrieben. Der Leib ist dem Schmerz verhaftet. Das Bewußtsein der Patientin kämpft mit Erinnerungen an DDR-Jahre. In Wach- und Angsträumen irrt das Bewußtsein durch labyrinthische Kellergänge unter ihrem Haus in der Berliner Friedrichstraße. In die leibliche Herzenge schießt klaustrophobische Angst. Oder ruft die gedankliche Angst die leibhaftige hervor?

Ein gewisser Urban war Freund und Genosse in den Studienjahren. Der linientreue Mann erlangte einen hohen Posten im Ministerium. Er machte alles mit, war nicht nur Mitläufer, sondern Mithandelnder, der seine Freunde zum Mitmachen auffordert. Urban unterwarf seine individuelle Person dem Staatsapparat. Als er mit einer ihm diktierten Rede in eine ausweglose Situation geriet, erhängte sich der ideologische Repräsentant. Es war Verzweiflung, eine, der Feigheit vorausgegangen war.

Die Patientin berichtet von den Operations- und Stationsärzten. Sie stellt die Tag- und Nachschwestern, die Putzfrauen, ihre Eigenheiten dem Leser anschaulich vor. Die knappen Gespräche mit dem Besucher-Du vergegenwärtigen den Ehemann. Ihr Bekenntnis: „Ich

schmähe eine Religion, die uns für jedes Unglück eine Schuld als Ursache einredet.“ wehrt Religion ab. Gibt es noch ernsthaft solche Schuldzuweisungen? Was ist der Tod? Einfach ein Erlöschen des Bewußtseins? Die Antwort bleibt offen; nicht für Schwester Thea. Die aufmerksame Krankenschwester „hat einen Glauben ... Ich bin sicher, daß sie für mich gebetet hat und heute abend ihrem Gott danken wird.“

Die Erzählerin, die ins Krankenhaus ein- und den Ärzten ausgeliefert wird, spricht von sich überwiegend in der dritten Person. Ein hellwaches, konzentriertes Erzählbewußtsein verfolgt die eigene Krankengeschichte mit ihren Krisen. Anders als Freund Urban besteht die Patientin auf ihrer Ich-Person – und gesundet. Zuletzt kann sie aufstehen, auf eigenen Füßen zum Fenster gehen. Sie sieht die Stadt, Gärten und den See, ein „Panorama, das bis zum Horizont reicht.“ Die Enge hat sich ins Offene geweitet, eine Art Auferstehung.

Christa Wolf will metaphorischem Denken Widerstand leisten. Aber Bilder aus der griechischen Mythologie bemühen Überhöhung, mythologische Untertöne untermalen das Geschehen. Man kann die mythologischen Anspielungen als Versuche zu einer Art von Transzendenz lesen. Biblisch und christlich ist ihr eine solche nicht zugänglich. „Eines Tages, dachte ich, werde ich sprechen können, ganz leicht und frei“, endete die nachgelieferte Erzählung von ihrer Überwachung durch die Stasi in „Was bleibt“ (1990). Leicht wurde die jüngste Erzählung nicht, aber eine persönliche Befreiungsgeschichte. In der ihr eigenen Verschränkung von Innen- und Außenperspektive erzählt Christa Wolf in „Leibhaftig“ prägnant die eigene Krankengeschichte. Paul Konrad Kurz

Kunst

LANGE, Günter: *Bilder zum Glauben*. Christliche Kunst sehen und verstehen. München: Kösel 2002. 351 S. Gb. 19,95.

Als Anregung für die „theologischen ‚Praktiker‘ in Schule, Gemeinde und sonstigen Bildungseinrichtungen“ (10) faßt Günter Lange in

diesem reich illustrierten Band in 23 Lektionen eine Reihe von bilddidaktischen und -theologischen Überlegungen zusammen, die er im Lauf von 40 Jahren an verschiedenen Stellen veröffentlicht hat und für die er als kompetenter Kenner bekannt und geschätzt ist. Die Texte hat

er überarbeitet und auf den aktuellen Stand der kunsthistorischen Forschung gebracht, aus der er im Anhang einschlägige und weiterführende Literatur anführt.

Lange beginnt mit grundsätzlichen Erörterungen, die den spirituell interessierten Leser vor voreiligem „Inhaltismus“ warnen und dazu anleiten, die Botschaft der Bilder aus ihrer visuellen Sprache und Gestaltung zu erschließen, ihnen ihre Mehrdeutigkeit zu lassen und sie nicht nur als Illustration einer biblischen oder theologischen Aussage aufzufassen. Dazu skizziert er auch ein Fünf-Schritte-Schema der Bildbegegnung. Da die meisten Bilder, die er interpretiert, aus dem Mittelalter und der frühen Neuzeit stammen und weder als „Antiquitätenladen“ (36) noch als „Verlust der Mitte“ - Nostalgie wirken sollen, spricht er auch von der Distanz und Nähe, die Menschen empfinden, die auf die moderne Kunst eingestellt sind. Im Nachwort rechtfertigt er seine Hinwendung zur vormodernen Malerei: „Die ästhetischen und religiösen ‚Sinnreserven‘ der Geschichte müssen nicht etwa entsorgt, sondern sorgfältig für heute erschlossen werden.“ (307)

Dieses Bemühen, Kunstschöpfungen früher Jahrhunderte aus ihrer Zeit zu verstehen, sie aber auch zustimmend oder relativierend für das spirituelle Suchen heutiger Betrachter zu erschließen, durchzieht die Bild- und Motivbetrachtungen, die er in fünf Teile gliedert: 1. Christusbilder allgemein – mit ihrem Bezug zum Gottvaterbild und ihrer Vielgestaltigkeit als Ikone Gottes, Sieger, „im Elend“, im Selbstbildnis usw. 2. Bilder aus dem Leben Jesu – vom Jesuskind in der Ikonenmalerei bis zu Raffaels *Verklärung*. 3. Bilder der Passion Jesu und zwar unter den Leitthemen der Nacktheit, des Verlassenheitsrufs am Kreuz und der Lebensbaumsymbolik. 4. Osterbilder, bei denen er fragwürdigen Darstellungen überzeugendere Alternativen gegenüberstellt. 5. Hoffnungsbilder, die in Himmelsleitern und befriedeter Tierwelt Himmlisch-Paradiesisches andeuten. Eine abschließende Lektion über Christophorus, dem das (Jesus-)Kind im Nacken sitzt, ermutigt die Katecheten unter den Lesern zum Dienst am Kind.

Lange unterschlägt nie die verschiedenen

Deutungsmöglichkeiten, sondern interpretiert vorsichtig. Das immense kunsthistorische Wissen, das er verarbeitet und verständlich-unterhaltsam darstellt, macht das Buch zu einer Fundgrube von verlässlichen Informationen über zentrale Motive christlicher Malerei des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Es ist zugleich eine Sehschule – und ein Geschenk, das der Autor zu seinem 70. Geburtstag nicht nur sich selbst, sondern auch seinen Lesern überreicht hat.

Bernhard Grom SJ

SCHWEBEL, Horst: *Die Kunst und das Christentum. Geschichte eines Konflikts*. München: C. H. Beck 2002. 250 S. Gb. 29,90.

Durch Jahrhunderte ist die Kirche für die Künstler herausragende Auftraggeberin gewesen. Im 19. Jahrhundert hat sie diese Bedeutung verloren. Im 20. Jahrhundert spielt die öffentlich anerkannte Kunst innerhalb der Kirchen eine mehr als nebensächliche Rolle. Inzwischen ist die Förderung der Kunst in die Hände des Staates und der Wirtschaft übergegangen. Auf einem mächtigen Kunstmarkt wird bestimmt, was Geltung besitzt. Die Kontakte zwischen Kunst und Christentum sind an das Engagement von einzelnen gebunden. Eine Individualisierung hat auch hier stattgefunden.

Horst Schwebel ist Professor für Praktische Theologie an der Universität Marburg und Direktor des Instituts für Kirchenbau und kirchliche Kunst der Gegenwart. Im schwierigen Feld von Kirche und Kunst besitzt er durch sein persönliches Engagement breite Erfahrung. Sein Buch schildert das Verhältnis des Christentums zur Kunst von den Anfängen bis in die Gegenwart. Sehr klar und übersichtlich werden die unterschiedlichen Positionen der Kirche dargestellt. Mehr als die Hälfte des Textes ist dem 20. Jahrhundert gewidmet. Bemerkenswert ist, daß von „Kirche“ im Singular die Rede ist. Angesichts der Herausforderungen durch die moderne und zeitgenössische Kunst kommt dem Gemeinsamen des christlichen Glaubens größeres Gewicht zu als den vorhandenen konfessionellen Unterschieden. In den orthodoxen Kirchen findet die Beschäftigung mit moderner und postmoderner Kunst nicht statt.